



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig Richters Selbstbiographie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur, der Gesellschaft, und hiermit verbindet sich eine Schärfe und Offenheit des Urteils, welche nie verleugnet, auf welcher Seite des Verfassers Haß und Liebe stehen. Man mag hinsichtlich der Auffassung einzelner Ereignisse und der Abschätzung mancher Persönlichkeiten, auch der Wahl dieser und jener Beispiele anderer Meinung sein als der Verfasser: dem Werte des Buches im ganzen kann das keinen Eintrag thun.



Ludwig Richters Selbstbiographie.



ald nach dem Tode Ludwig Richters verbreitete sich unter seinen Freunden und Verehrern die Nachricht, daß der Verstorbene eigenhändige Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen habe. Dieselben sollten dem Vernehmen nach bis in die erste Zeit seines römischen Aufenthalts reichen; doch hieß es, sie seien zu umfangreich, um in einer Zeitschrift abgedruckt zu werden, und doch wieder zu knapp gehalten, um als besondres Buch erscheinen zu können. Umso größer war die Überraschung, als vor wenigen Wochen der Sohn des Malers, Heinrich Richter, der gegenwärtig seinen Wohnsitz in München aufgeschlagen hat, uns mit einem stattlichen Bande von 472 Oktavseiten beschenkte, in welchem er die Selbstbiographie seines Vaters mit Stellen aus seinen Tagebüchern und Briefen vereinigt hat. *) Ludwig Richter hat die letzten Jahre seines Lebens, die Zeit von 1869 bis 1879, dazu benutzt, um über die Ereignisse desselben, sein Ringen und Streben Rechenschaft abzulegen; einige Nachträge, die in die früheren Aufzeichnungen eingeschaltet worden sind, stammen aus den Jahren 1880 bis 1881. Die Absicht, die dem Künstler bei der Niederschrift seiner Erinnerungen vorschwebte, teilte er seinem Sohne in einem Briefe vom 30. Mai 1870 mit. Was er in seinem langen Leben als „das Eine, Beste, Höchste, Liebste, Befeligendste“ erkannt und erfahren hatte, das gedachte er als ein Vermächtnis seinem Volke vorzulegen.

Hoffentlich wird das deutsche Volk das Buch als ein solches Vermächtnis anerkennen und mit gebührendem Danke empfangen. Wenn Ludwig Richter unter allen seinen Zeitgenossen in der Kunst mit Recht am meisten dem Herzen der Deutschen nahe steht, so ist zu erwarten, daß das vorliegende Buch ebenso häufig im deutschen Hause anzutreffen sein wird wie die Holzschnitte und Stiche nach den Bildern des Meisters. Einfachheit, Reinheit und Frömmigkeit ver-

*) Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Heinrich Richter. Frankfurt a. M., Joh. Alt, 1885.

bunden mit einem seltenen Gefühl für das Schöne, die Grundeigenschaften von Richters Kunst, sind auch die Hauptmerkmale seines Buches. Richter hat sich durch die Abfassung desselben den besten unsrer Schriftsteller an die Seite gestellt; sein Stil ist von einer Vollendung, einer Anschaulichkeit und Klarheit, wie sie nur dem Meister eigen zu sein pflegt und meist nur in langer, mühevoller Arbeit erlangt wird.*) In dieser Hinsicht enthält gleich der Anfang des Werkes eine Reihe vollendeter Gemälde, in denen uns der Verfasser die kleinbürgerliche Welt seiner Jugend vorführt; die „Müller-Großeltern“ und ihr kleiner Kaufmannsladen, Milchen Harnapp und die „Kuhkanzel,“ wo der Knabe zuerst mit dem Zauber der deutschen Märchendichtung bekannt wurde, die blinde Großmutter von väterlicher Seite und ihr Gesellschafter, der alte Stadtpfeifer und Konzertbüchsenhalter Schumann — sie alle sind Gestalten, die mit höchster Lebendigkeit vor unser geistiges Auge treten, umso mehr als wir ja ihr Konterfei längst aus Richters Holzschnitten lieb gewonnen haben.

Gerade die Schilderung der Jugendjahre ist einer der wichtigsten und wertvollsten Abschnitte des Ganzen. Wir ersehen aus ihr, wie Richter bereits lange Zeit vorher, ehe er durch einen Auftrag Georg Wigands in Leipzig zum Holzschnitt geführt wurde, seine Phantasie mit der in seinen Holzschnitten dargestellten Welt erfüllt und ihre so eigenartige Poesie und Schönheit erkannt hatte. Bekennt er doch selbst an einer Stelle: „Dies kleine Müllerlädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel eine recht bunt-charakteristische ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in spätern Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell.“ Sehr reich und von großem kunsthistorischen Interesse ist Richters Erzählung von seinen ersten künstlerischen Versuchen in der Werkstatt seines Vaters, eines Zeichners und Kupferstechers aus der Schule Adrian Zingg's. Die „gezackete Eichenmanier“ und die „gerundete Linienmanier“ sollten dem jugendlichen Kunstjünger lange Zeit hindurch manche schwere Stunde und manchen kummervollen Tag bereiten. Nicht minder beengend wirkte dann der Unterricht des Professors Schubert in der eigentlichen Kunst des Malens. Der Herr Professor erklärte, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bilder eines Claude Lorrain für „lateinische Zeilen,“ und wollte die Erlaubnis sie zu kopiren erst dann geben, nachdem zuvor noch ein Duzend andrer Bilder kopirt wären. Uns hat diese Partie in Richters

*) Wenigstens gilt dies von seinem Stil im höhern Sinne. Nimmt man ihn im niedern, rein technischen Sinne, so muß man bedauern, daß nicht eine federkundigere Hand bei der Herausgabe des Buches behilflich gewesen ist. Sätze wie: „Dies nannte man eine Kuhkanzel und war das Schlafgemach der Mädchen“ oder: „der mich zur Besichtigung ihres kleinen Kirchleins und dessen Kunstwerken einlud“ u. a. hätten doch leicht zurechtgerückt werden können, ohne daß damit die Pietät gegen den Verstorbenen verletzt worden wäre. Im Gegenteil. Auch an starken Druckfehlern ist kein Mangel, wenn man Dinge wie Tryptigon (statt Triptychon), Prospektenschmied (statt Projektenschmied) und ähnliches überhaupt noch für Druckfehler halten darf.

Buch beim Lesen immer wieder an die wunderbare Lehrzeit erinnert, die Kellers Grüner Heinrich bei seinem seltsamen Meister durchmachen muß.

Die Befreiung aus diesen drückenden Verhältnissen brachte Richter das Anerbieten des Buchhändlers Arnold in Dresden, ihm die Mittel zu einem längern Aufenthalte in Italien zu gewähren. Die Reise nach Rom und der Aufenthalt daselbst werden mit besondrer Liebe und aufs eingehendste von Richter behandelt; denn die Zeit seines römischen Lebens war für die Gewinnung seiner Kunstanschauungen überaus wichtig. Der nahe Umgang mit den Männern, welchen Deutschland die Wiedergeburt seiner Kunst verdankt, brachte für Richter eine tiefgehende innere Wandlung hervor, nicht nur in Bezug auf seinen Beruf, sondern vor allen Dingen auch auf seine Stellung zur Religion. Aus letzterem Grunde namentlich erschien dem Künstler in seinen alten Tagen die römische Zeit in einem besonders idealen Lichte.

Da ist es nun von großem Interesse, zu sehen, daß die von dem Sohne beigelegten Tagebuchstellen und Briefe uns eine ganz andre Stimmung seiner Seele zeigen, als diejenige war, in der Richter an seiner Selbstbiographie arbeitete. Der Grundakkord, der uns allüberall aus den gleichzeitig in Italien gemachten Aufzeichnungen entgegen klingt, ist die Sehnsucht nach seiner deutschen Heimat, das Gefühl, daß nur in Deutschland die wahre Stätte seiner Kunst sein könne, daß nur die deutsche Landschaft und deutsche Gestalten seinem Pinsel geeignete Nahrung gewähren würden. Immer fallen ihm nur deutsche Naturen ein, nie etwas Italienisches (S. 387). „Vivat Deutschland! ruft er aus, dort soll meine Kunst blühen; dort findet sie ihr Vaterland, hier ist sie auf fremdem Boden“ (S. 376). „Ich kann zu Hause nicht nur kleine Bilder aus den Umgebungen Dresdens auffassen, sondern habe auch herrlichen romantischen Stoff um Meißen und die alten Schlösser, Städte und Bergwerke im Erzgebirge; dann die von allen gekannte sächsische Schweiz, die reiche Ausbeute nicht nur aus vergangner, sondern auch gegenwärtiger Zeit enthält“ (S. 404).

Allerdings barg damals die Heimat noch einen ganz besonders starken Magnet; Richter war als Verlobter aus Dresden geschieden, und die Sehnsucht nach seiner Auguste, seiner spätern Gattin, mag nicht wenig auf seine damalige Stimmung eingewirkt haben. Als er dann wenige Jahre später mit ihr vereinigt in Meißen als Zeichenlehrer an der Kunstschule der Porzellanfabrik in engen, drückenden Verhältnissen lebte und namentlich des anregenden Umganges ebensbürtiger und gleichstrebender Genossen entbehrte, da erwachte freilich auf einmal die Sehnsucht nach dem gelobten Lande, aus dem er sich kurz zuvor fort gewünscht hatte. Wie er diese Sehnsucht, die fast krankhaft geworden war, überwunden und wie er auf einer Reise in das böhmische Mittelgebirge die Schönheit deutschen Landes gleichsam neu entdeckt hat, war bereits aus Otto Sahn's Darstellung im Richteralbum bekannt. Richter selbst hat es nicht veräumt, diesen für sein künftiges künstlerisches Leben so wichtigen Wendepunkt in

helles Licht zu setzen. Seit jener Zeit wurden Goethes herrliche Worte sein Wahlspruch:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist!

Mit ihnen scheuchte er die Erinnerungen an die Herrlichkeiten Italiens zurück, wenn sie ihm die Freude an der Schönheit der deutschen Natur verderben wollten. Dennoch war es für Richter ein großes Glück, daß die Zeichenschule in Meissen aufgehoben und ihm nach kurzer Wartezeit eine Professur an der Dresdner Kunstakademie angeboten wurde. Die letzten Meißner Jahre hatten ihn körperlich so herabgedrückt, daß er ein frühes Ende fürchtete.

Der letzte Abschnitt des Buches ist der Schilderung seines neuen Aufenthalts in Dresden gewidmet, der durch den innigen Verkehr mit den Freunden Dehne und Peschel an Reiz und Behaglichkeit gewann. Der erste schwere Schlag, der Richter in dieser auch durch reiches künstlerisches Schaffen beglückten Zeit traf, war der Verlust seiner Tochter Marie, die im Jahre 1847, erst achtzehn Jahre alt, starb. Bis zu diesem Ereignis hat Richter seine Erzählung geführt; es ist, als ob die Erinnerung an diesen Verlust so mächtig auf ihn gewirkt hätte, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, weiterzuschreiben. Wir müssen dies bedauern; denn gerade die folgende Periode in Richters Schaffen ist ja diejenige, während der er sich ein unvergängliches Gedächtnis im Herzen seines Volkes gestiftet hat. Leider bieten auch die von dem Sohne beigegebenen Auszüge aus den Tagebüchern keinen genügenden Ersatz für diesen Ausfall; dazu sind sie zu kurz und abgebrochen. Dennoch müssen wir auch für das Wenige, das uns hier noch geboten wird, dankbar sein. Die Ergänzungen enthalten unter andern wertvollen Stücken eine Reihe höchst bedeutender Aussprüche über die Kunst, namentlich über die des Landschaftsmalers, die jedem, auch dem, der nicht Richters Standpunkt teilt, jedenfalls viel zu denken geben werden. Unter den mitgeteilten Erlebnissen steht die Reise nach Oberbayern und die Begegnung mit Schwind obenan. Der Künstler, den Richter „verehrte fast wie keinen andern“ und der in der That allein ihm ebenbürtig war, erscheint hier in seiner ganzen Originalität.

Daß in der ganzen Darstellung die Entwicklung von Richters religiösem Herzensleben mit besondrer Ausführlichkeit vorgeführt wird, kann niemand wundern, der den Künstler aus seinen Arbeiten kennt. Ein tiefer religiöser Zug durchdringt das Ganze, aber es ist ein milder, beseligender Glaube, der frei ist von jedem konfessionellen Beigeschmack und jedweder Rechthaberei. Richters Glaube war ein im Leben erfahrener; in seiner Religion war nichts Angelerntes, nichts Erborgtes. Darum wirkt auch diese Seite seines Buches wohlthuend und erquickend, selbst für den, der hier dem Künstler nicht überallhin zu folgen vermag. Auch auf diesem Gebiete war Richters Stellung ebenso „einzig und

eigenartig," wie sie nach einem Ausspruche Julius Schnorrs von Carolsfeld (S. 454) in der Kunst und in seinem Verhältnisse zum Volke war.

Richter hat uns ein reiches Erbe hinterlassen, als Künstler wie als Mensch. An uns wird es sein, dasselbe zu wahren und zu mehren; möge uns sein Beispiel immer unvergessen bleiben!



Das Feuilleton auf dem Theater.



er je das Unglück gehabt hat, der unfreiwillige Zeuge eines Theatergesprächs zu sein — und das kann auch dem Meider ästhetischer Zirkel in jedem Café oder Restaurant begegnen —, dem wird jedenfalls das mysteriöse Wort „Dialog“ durch die Aufdringlichkeit, mit der es sich die Schallwellen des Vereines immer wieder dienstbar macht, unangenehm aufgestoßen sein. Ich nenne das Wort absichtlich mysteriös, denn so oft und in so verschiedenartigen Verbindungen es wiederkehrt und in so reicher Abstufung der Empfindung von geheimnisvollem Seelenverständnis bis zu begeisterter Exaltation es ertönen mag, niemals wohl wird er zu der Erkenntnis gelangen, welche die Eingeweihten offenbar mit diesem Schall verbinden. Dialog ist ein griechisches Wort und bedeutet Unterredung. Plato hat ihm zu hohen Ehren, Lucian zu einem pikanten Interesse verholfen. Aber mit dem Theater hatte es nichts zu thun; die Unterredung, welche die Helden des Kothurns und sogar die des Soccus auf der Bühne führten, schien den Griechen in eine andre Sphäre gerückt als die profaische Belehrung und Unterhaltung. Erst in später Zeit nennt man die Spiele nicht mehr bloß dramatisch (vom Handeln), sondern auch wohl dialogetisch (vom Reden). Aber das Wort Dialog braucht man auch dann noch in diesem Sinne. In des Aristoteles Poetik, diesem Kodex sophokleischer und aristophanischer Kunst, wird man beides vergeblich suchen. Da ist nur vom „Drama“ die Rede, und unter den sechs Erfordernissen, die man dazu für nötig hielt, heißt das auf die Sprache der Handelnden bezügliche nicht Dialog, sondern *λέξις*, Stil.

Was wollen also jene dunkeln Ästhetiker mit ihrem geheimnisvollen griechischen Worte? Wie in aller Welt sind sie dazu gekommen, es zu einem Schiboleth der „Kenner des Theaters“ zu machen? Es sei erlaubt, auf solche an den Peripherien dieser Kreise sicherlich oft genug aufsteigende Fragen eine kurze Auskunft zu erteilen.